F.E.A.R. - Frightening Ends, Angels Rise

Was, wenn Bella überhaupt nicht so fasziniert von Edward ist? Was, wenn er ihrer Meinung nach das Böse schlechthin ist?

Von abgemeldet

Kapitel 4: Ausgeliefert

Hallo!
dieses mal hat es wirklich lange gedauert... sorry! das liegt an der original dubdugschen länge, die das kapitel bekommen hat! ich hoffe, dass es trotz derer nicht langweilig wird!

und falls jemand absinthe-feane sucht, mir wurde zugetragen, ihr hätte irgendjemand von hinten mit einem knüppel eine übergebraten ... =) (der cilff war nämlich auch für mich überraschend!!!)

danke für eure reviews!

genug geschwallt =)
liebe grüße, dubdug

Ausgeliefert

Während mein Herz seinen Höhepunkt erreichte, in meiner Brust kein heftiges Schlagen sondern nur mehr ein kontinuierliches Rasen herrschte, legte sich erneut und unaufhaltsam ein schwarzer Umhang über die Welt, verschlang mein Bewusstsein, wollte mich immer tiefer in die Dunkelheit ziehen.
„Miss Swan, hören Sie mich? Miss Swan!“, rief eine männliche Stimme, klang weit entfernt und schien nicht greifbar für mich zu sein. Eine kalte Hand tätschelte energisch meine Wange, versuchte mich von dem Eintauchen in die empfindungslose Schwärze abzuhalten.
„Verstehen Sie mich, Miss Swan? Ich bin Dr. Cullen, hören Sie? Lassen sie Ihre Augen geöffnet!“ Die Worte wurden gen Ende immer leiser, hallten wie ein Echo durch meinen Kopf und wirkten wie ein weit abgelegenes Rauschen, das mich nicht

erreichte.
Ein letztes Aufflackern meiner Instinkte, ein letztes Realisieren, in den Armen des Teufels zu liegen und ihm ausgeliefert zu sein, ein letztes Spüren der Todesangst, die davon ausging, ehe ich den Kampf gegen die Finsternis endgültig verlor und vollends von ihr erfasst wurde ...

Dunkelheit.

Stille.

....

.....

.....

„Wenn ich dir doch nur alles erklären könnte."

Vollkommene Ruhe um mich herum. Kein nervöses Piepen, kein hektisches Treiben, kein Papierrascheln, kein Klingeln von Telefonen und auch keine Schritte von vorbeieilenden Menschen. Nur Ruhe und eine melodische, unglaublich weiche und gleichzeitig raue Stimme, die so sanft zu mir sprach, dass sie mich in meiner schwerelosen Welt zu tragen schien, mich fortbrachte von hier, weit weg in ein Land mit anderen, märchenhaften Wahrnehmungen. Auch war da wieder dieser Duft, dieser süßliche Nebel, der sich um meine Sinne legte, mich mit leichten Wogen umhüllte und mich bei jedem meiner Atemzüge bis in die Zehenspitzen erfüllte.

„Du musst keine Angst vor mir haben, Isabella ..."

I s a *bella*. In welch wunderschöner Betonung diese Stimme meinen Namen hauchte, mit welch samtener Vollendung sie die beiden „L" aussprach. Aus deren Besitzers Mund klang es, als hätten die zusammengehörenden Buchstaben ihr Leben lang vergeblich nacheinander gesucht, sich niemals gefunden und doch durch die gewaltige Sehnsucht eine Einheit gebildet. Dann verließ seine Zungenspitze den Gaumen, um das letzte lang gezogene „a" hinzuzufügen, mit dem der kurze Zauber, der durch die Erwähnung entstanden war, ganz langsam und beinah zärtlich ausklang. I s a *bella* …

Mein Name, den ich in meinem Leben weiß Gott wie oft gehört und den ich eigentlich nie als etwas Besonderes erachtet hatte, schien auf einmal eine Bedeutung zu bekommen, wenn er von dieser Stimme mit dieser unendlich hellen Klangfarbe geformt wurde.

„Ich würde dir so gerne sagen, wie unsagbar leid es mir tut, wie sehr ich mir wünschte, es rückgängig machen zu können ..."
Ganz sachte strichen kühle Finger über meinen Handrücken, waren so zart, dass ich die Berührung fast nur durch meine Härchen wahrnehmen konnte. Eigentlich mochte ich es nicht, angefasst zu werden, war mit derartigen Streicheleinheiten - und fielen

sie noch so gering aus - im Normalfall vollkommen überfordert. Erst recht dann, wenn sie von einem männlichen Wesen ausgingen. Doch überraschenderweise bekam ich nicht den Drang, *ihm*, wer auch immer er war, meine Hand zu entziehen. Auf eine seltsame Art war das Gefühl auf meiner Haut schön, trotz der Kälte angenehm warm und auf eine mir bezaubernde und unbekannte Weise belebend.

Ich wusste nicht, wie ich hier herkam, welchen Namen der Ort trug oder wo er sich befand, ich wusste nur, es war wundervoll, dort zu sein.

„Du wirst mich für verrückt halten – falls du das nicht ohnehin schon längst tust - aber ... was im Wald passiert ist, oder vielmehr, was nicht passiert ist, war eigentlich etwas sehr Positives. Es gibt keinen Grund, dich vor mir zu fürchten."

So traumhaft diese Stimme war, so rätselhaft waren ihre Worte. Doch ich musste nicht verstehen, was sie sagte, denn es reichte mir, ihr zuhören zu können. Aber der Mann sprach nicht weiter, blieb still, zeigte mir nur mit der sanften Berührung seiner Finger, noch anwesend zu sein.

Ein leichtes Klacken, gefolgt von einer kurzzeitig aufkommenden, hektischen Geräuschkulisse, ehe das nächste Knacken zu hören war, der Tumult augenblicklich wieder verstummte und durch leise Schritte ersetzt wurde, die sich näherten.

„Du solltest jetzt langsam gehen, die Infusion ist fast durchgelaufen, sie wird bald aufwachen."

Erneut begriff ich nicht, wovon gesprochen wurde, ebenso wie ich zu schwach war, mich genauer darauf besinnen zu können. Auch gelang es mir nicht, die Unterhaltung im vollen Umfang zu verfolgen, sie hörte sich gedämpft an, als würde ich einem Radio aus dem Nebenzimmer lauschen.

Die Stimme, die mich seit geraumer Zeit begleitete, antwortete nicht, atmete nur bedrückt aus und blieb stumm.

„Mein Sohn, ich kann mir denken, was du vorhast ... aber es wird nichts bringen. Es ist der falsche Zeitpunkt, du würdest es nur noch schlimmer machen."

Ein verächtliches und doch unsagbar gequält klingendes Schnauben war zu hören.

„Ich weiß, wie fürchterlich du dich fühlst", sagte der andere Mann nun in einem mitleidigen Tonfall, anscheinend berührt von dem vorangegangenen Laut seines Gegenübers. *„Aber du musst auch an uns denken. – Du tust das nicht mit Absicht, du willst uns nicht schaden, das wissen wir, aber so kann es nicht weitergehen."*

„Und was gedenkst du, sollte ich tun?"

„Du musst sie in Ruhe lassen."

„Ich kann nicht", kam es leise aus seinem Mund.

„Siehst du nicht, wie psychisch am Ende das Mädchen ist?“

„Sie müsste mir doch nur einmal zuhören ...“

„Und dann? Was willst du ihr sagen?“

„Ich habe keine Ahnung, ich weiß es nicht ...“

„Wir sollten ihr für ihre Verschwiegenheit dankbar sein, aber du machst ihr Angst! Und du wirst ihr immer weiter Angst machen, weil sie es nicht begreifen kann, sie ist nur ein-“

„Ich weiß, was sie ist“, fuhr er dazwischen. *„Es ist nicht das Problem, was sie ist – war es nie und wird es nie sein! Das Problem ist, was ich bin.“*

Schweigen.

„Edward, hör zu, hier ist nicht der richtige Ort für solche Gespräche. Lass uns Zuhause darüber reden. Es ist wirklich besser, wenn du jetzt gehst. Sei vernünftig.“

Edward.

Dieser Name drang mit mehr Intensität als jedes andere gesprochene Wort durch den gedämpften Schutzwall, der mich umgeben hatte. Weckte schlagartig meine schlafenden Instinkte, riss mich unaufhaltsam aus dieser vermeintlichen Idylle, in der ich mich befand.

Ein Klopfen. Und ebenso wie der darauf folgende Geräuschpegel erneut anstieg, so erhöhte sich auch abrupt der Schlag meines Herzens. Wo war ich? Was war passiert?
Die kühlen Finger ließen von meiner Hand ab, welche sich immer mehr verkrampfte hatte. Alles, was ich spüren konnte, war ein kurzer Windhauch, der mich streifte.

„Huch, so stürmisch“, lächelte eine weibliche Person erschrocken, woraufhin ein leises, männliches Murmeln zu hören war, ehe auch ihre Schritte näher kamen. „Die Blutergebnisse, Dr. Cullen.“
„Oh, vielen Dank, Mrs. Levington.“
Cullen.
Edward Cullen.
Mein Kopf wollte mich alarmieren, versuchte verzweifelt Panikwellen durch meinen Körper zu senden, doch sie ebbten ab, lösten sich in Luft auf, noch bevor sie richtig auflodern konnten.
„Brauchen Sie noch etwas, Dr. Cullen?“
„Nein. Ich habe Ihre Dienste schon genug in Anspruch genommen. Vielen Dank, dass Sie dem Labor ordentlich Druck gemacht haben.“
„Keine Ursache“, entgegnete die Frau in gleicher, freundlicher Tonlage, als auch schon eine Tür geschlossen wurde und daraufhin wieder vollkommene Ruhe einkehrte.

Meine Lider fühlten sich an wie schweres Blei und wehrten sich sekundenlang, dem Befehl nachzukommen, sich zu öffnen. Doch ich musste sie aufmachen, musste herausfinden, wo ich hier lag und was geschehen war, auch wenn ich bereits bei einem

leichten Blinzeln von hämmernden Kopfschmerzen eingeholt wurde. Über meinen müden Augen lag ein Schleier, der mich alles nur schemenhaft wahrnehmen ließ, dennoch erkannte ich nach einer Weile so eine Art Deckenstruktur über mir, die aus weißen, viereckigen Platten bestand. Ein kleiner, hell gehaltener und rechteckiger Raum formte sich trübe zusammen; ein Ort, der mir fremd vorkam. Auch der Geruch von Desinfektionsmittel und Gummiboden, der in meine Nase strömte, wirkte nicht einladend auf mich. An einem silbernen Ständer links von mir hing eine auf dem Kopf stehende kleine Plastikflasche, von der ein dünner Schlauch ausging, der direkt in einer Nadel endete, welche wiederum in meinen Handrücken mündete. Wie in Zeitlupe schweifte mein Blick weiter, entdeckte zwei Schränke mit Glastüren, dessen Inhalt für meine Augen zu weit entfernt war, um ihn genauer erkennen zu können. Ein moderner Schreibtisch stand am anderen Ende des Zimmers, auf dem sich Unterlagen stapelten und ein PC stand.

Es sah alles so ... medizinisch aus ... Was hatte das zu bedeuten?

Das Blättern von Papierseiten erweckte meine Aufmerksamkeit und signalisierte mir, nicht allein zu sein. Aus irgendeinem Grund erschien mir das als kein gutes Zeichen, beunruhigte mich, weswegen ich meinen Kopf so weit drehte, wie es mein Zustand zulassen wollte, um nach den Verursacher zu suchen. Doch noch innerhalb dieser Bewegung trat plötzlich ein groß gewachsener, blonder und weiß gekleideter Mann an mich heran, der ein Lächeln in seinem blassen, makellosen Gesicht trug. Erst waren seine Umrisse verschwommen, nur nach und nach schärften sich seine Konturen und nahmen Gestalt an.

„Wie fühlen Sie sich, Miss Swan?“

Diese betörende Stimme ... dieses schöne, aber Furcht einflößende Aussehen ... diese Blässe ...

Diese Art von Erscheinung war mir bekannt und ich brachte sie mit nichts Positivem in Verbindung. Als mein Blick dann seinen weißen Kittel hinunterwanderte, unter dem er einen schwarzen Pullover anhatte, blieben meine Augen wie erstarrt auf seinem Namenschild hängen, das er auf Brusthöhe trug. Dr. *Cullen*.
Und dann auf einmal und wie aus dem Nichts schossen sämtliche Bilder durch meinen schwummrigen Kopf. Alles, was in den letzen zwei Wochen passiert war, spielte sich vor meinem geistigen Auge ab und endete mit den letzten Eindrücken, die ich heute gesammelt hatte. Edward wollte mich ansprechen ... Meine anschließende und verzweifelte Fahrt mit dem Truck ... Der Beinahe-Unfall ... Das Aufwachen in Edwards Armen im Krankenhaus ...
Oh mein Gott! War *er* hier? War er womöglich noch in der Nähe?

„Sie müssen liegen bleiben“, hielten mich zwei Hände an meinen Schultern fest und wollten mich zurück auf die Liege drücken, von der ich mich reflexartig erhoben hatte. Viel zu schnell hatte ich mich bewegt; meine Umgebung fing an sich zu drehen und in meinem Kopf begann es zu schwirren. „Niemand wird Ihnen etwas tun. Beruhigen Sie sich“, redete dieser Mann auf mich ein und obwohl ich liebend gerne etwas anderes getan hätte, ließ ich mich wegen des enormen Schwindelgefühls unter seinem Druck wieder nach hinten gleiten.

Panik kam in mir auf, doch seltsamerweise schaffte sie es nicht, mich vollends zu übermannen. Irgendetwas blockierte sie, dämpfte sie ab, bremste sie auf ein Minimum aus. Ich spürte die Angst - ganz deutlich konnte ich sie fühlen, doch von etwas mir nicht Begreiflichem schien sie in Schach gehalten zu werden. Unerwarteterweise blieb ich verhältnismäßig und überhaupt nicht der Situation entsprechend ruhig und starrte in die goldbraunen Augen des Arztes, der mit einem erleichterten Gesichtsausdruck seine Hände von meinen Schultern nahm.

„So ist es besser. Das muss alles ziemlich verwirrend für Sie sein, Miss Swan. Sie sind im Krankenhaus, weil Sie einen kleinen Schwächeanfall hatten. Mein Name ist Dr. Carlisle Cullen, wir haben uns vorhin schon kurz kennen gelernt, aber vermutlich können Sie sich nicht mehr richtig daran erinnern."

Seine Worte drangen zu mir durch, auch wenn in meinem Kopf nach wie vor dieser dämmrige Zustand herrschte. Ich fühlte mich unsagbar müde, ausgelaugt und schwach, wagte aber dennoch nicht, mich zu entspannen, obwohl mein Körper mich regelrecht darum anflehte.

„Kann ich ... Kann ich jetzt gehen?", brachte ich mit kratziger Stimme aus meinem trockenen Hals hervor. Ich wollte einfach so schnell wie möglich von hier fort.

Er lächelte verständnisvoll. „Zunächst sollten Sie erst einmal hier liegen bleiben. Zumindest solange, bis die Infusion durchgelaufen ist und Ihr Vater kommt, um Sie abzuholen. Alles andere könnte ich nicht verantworten."

Mein Vater. Er war informiert? Ich fand das alles andere als gut, bedeutete es doch, ihm eine Menge Erklärungen schuldig zu sein. Aber wenn er im Bilde war, dann konnten sie mich nicht töten, oder? Bedeutete das für mich, sicher zu sein?
Vielleicht wusste Charlie aber auch von alledem nichts und diese Bemerkung diente rein dazu, mich ruhig zu stellen. Verunsichert wanderten meine Augen zu der Infusionsflasche, in der sich noch ungefähr ein Achtel des durchsichtigen Inhalts befand. Womit wurde ich hier voll gepumpt? Mit Gift? Mein Herz setzte für einen Moment aus, nur um in der nächsten Sekunde mit erhöhtem Rhythmus gegen meine Brust zu schlagen. Dr. Cullen war schließlich Arzt, für ihn wäre es ein Leichtes, mich mit einem unnachweisbaren Toxikum für immer unschädlich zu machen.

„Das ist nur eine Kochsalzlösung, versetzt mit Glucose und einem kleinen Beruhigungsmittel", antwortete er auf meine unausgesprochene Frage. Aber er konnte mir natürlich viel erzählen, denn wie sollte ich seiner Aussage auch nur den geringsten Glauben schenken, wenn er doch der Stiefvater von diesem Monster war? Ob Letzteres sich ebenfalls in diesem Gebäude aufhielt? Hier irgendwo lauerte und nur darauf wartete, mich umzubringen?
Obwohl ich mir nichts sehnlicher wünschte, als sofort zu flüchten, rührte sich mein gelähmter und angespannt steifer Körper keinen Zentimeter von der Liege. Es musste an diesem Beruhigungsmittel liegen, es wollte mir eine falsche Sicherheit vorgaukeln und mich täuschen. Doch auch wenn ich diesen perfiden, von der Pharmaindustrie bezweckten Plan durchschaute und versuchte, mich dagegen zu wehren, so gelang es meinem Verstand trotzdem nicht, die Oberhand zu gewinnen.

„Ich habe gerade Ihre Blutergebnisse erhalten“, meinte Dr. Cullen und holte ein Klemmbrett hervor, überflog kurz die Unterlagen und richtete seinen Blick anschließend wieder auf mich.
„Der Zuckerwert ist viel zu niedrig und auch Ihr Elektrolyte-Haushalt ist ziemlich im Keller. Haben sie in letzter Zeit zu wenig gegessen?“
Nicht wissentlich, was ich darauf sagen sollte, zuckte ich nur unsicher mit meinen Schultern.

„Woher rührt Ihre Appetitlosigkeit, Miss Swan?“, erkundigte er sich nach kurzer Pause interessiert weiter, doch wieder war ich nicht in der Lage, ihm etwas zu entgegnen.
„Haben sie noch andere Beschwerden? Begleiterscheinungen wie Einschlafschwierigkeiten, Schlaflosigkeit, ständige Unruhe, Konzentrationsschwächen, Schwindelanfälle oder Magenschmerzen?“

Ich hätte ihn gerne gefragt, ob ich eins ankreuzen müsste, oder ob ich auch das gesamte Paket nehmen könnte, da jedes einzelne Symptom zutraf. Doch stattdessen zuckte ich nur erneut und verschüchtert mit meinen Schultern.
„Hm“, machte er nachdenklich und schwieg für einen Moment, musste seine nächsten Sätze offenbar mit Bedacht wählen. „Das deutet alles auf großen Stress hin, was ziemlich untypisch für ein Mädchen in Ihrem Alter ist.“ Er hielt inne und betrachtete mich mit einem zwiespältigen Ausdruck in seinem Gesicht, schien unschlüssig zu sein, ehe er sich nach einer Weile schließlich doch dazu entschied, weiter zu sprechen. „Auch Ihr sehr verängstigter Eindruck, den Sie auf mich machen, beunruhigt mich. - Belastet Sie etwas, Miss Swan? Haben Sie vielleicht ... schulische Probleme? Oder ... *private?“*

Die Weise, in der er „*private*“ betonte, ließ mich eiskalt schaudern und mir augenblicklich eine Gänsehaut stehen. Meine Atmung wurde unregelmäßig und passte sich dem Stolpern meines Herzens an. Ich bekam wieder das beklemmende Gefühl, völlig ausgeliefert, vollkommen machtlos und im Falle des Falls ohnehin chancenlos zu sein. War das ein Test? Wusste er von den krankhaften Neigungen seines Sohnes und wollte nun eruieren, ob dessen schreckliches Geheimnis weiterhin gewahrt wurde?

„Miss Swan“, seufzte Dr. Cullen nach einer Weile mitfühlend, umschloss mit den Armen das Klemmbrett vor seinem Bauch und setzte sich halbseitig auf Hüfthöhe zu mir auf die Liege. Mir gefiel das nicht, mir gefiel das ganz und gar nicht. Diese veränderte Situation löste sofort ein neues Unbehagen in mir aus. Er wollte vertrauenserweckend wirken, konnte mich aber keine Sekunde lang täuschen. Die gleiche Gefahr, die mich bei Edward zurückschrecken ließ, strahlte auch er aus; dieselbe Distanz, die ich mir zu seinem Sohn wünschte, wollte ich auch zu ihm halten. Doch er hatte sie einfach durchbrochen.

Seine warm wirkenden braunen Augen blickten tief in meine, schienen jede Regung darin wahrnehmen zu wollen, versuchten einen Einblick in mein Innerstes zu bekommen, den ich ihnen unter keinen Umständen gewähren wollte. Ich zog meine Beine unmerklich an, verrutschte unauffällig und bemühte mich, den Abstand so groß

wie möglich zu halten.

„Nichts liegt mir ferner, als Sie verängstigen zu wollen." Seine Stimme klang sanft, gutmütig und doch irgendwie befangen.
„Solche Belastungen sind nicht zu unterschätzen", fuhr er in noch ruhigerer Tonlage fort, befürchtete anscheinend, mich noch weiter zu verschrecken. „Der Körper mobilisiert alle Reserven, um mit Problemsituationen fertig zu werden. Dauert der Stress an, ohne bewältigt zu werden, kann das sehr schwere körperliche und seelische Folgen nach sich ziehen."

Vorsichtig lächelte er mich abwartend an, um sich zu vergewissern, dass ich fähig gewesen war, seine Worte aufzunehmen. Mit einem zögerlichen Nicken bestätigte ich es dem Arzt und behielt ihn weiterhin skeptisch und ängstlich im Auge.

„Ihre heutigen zwei Zusammenbrüche waren sehr deutliche Warnsignale Ihres Körpers. Warnsignale, auf die Sie unbedingt hören sollten, Miss Swan."

Hatte ich mir das alles etwa ausgesucht? Hatte ich darum gebeten, auf der schwarzen Liste eines Psychopathen ganz weit oben zu stehen? Niemand wusste besser als ich, dass von meiner ohnehin schon labilen Psyche inzwischen nicht mehr als ein dünnes Häufchen Elend übrig geblieben war. Dass meine Paranoia mittlerweile Züge angenommen hatte, gegen die ein schlechter LSD-Trip wie ein Ausflug ins Lummerland wirkte.
„*Oh!* - Nein, Miss Swan", meinte Dr. Cullen schnell, als er meine geweiteten Augen bemerkte. „Das sollte kein Vorwurf sein, ich habe mich nur unglücklich ausgedrückt, verzeihen Sie bitte."

Er schwieg daraufhin einige Zeit, in der sich seine Stirn immer mehr in Falten legte, als würde er aus irgendeinem Grund mit sich ringen, in einer Art Konflikt stecken. Auch seufzte er kaum hörbar, und für einen Moment bildete ich mir ein, gesehen zu haben, wie sich seine Lippen bewegten, so als würde er sprechen, *lautlos* sprechen, denn kein Ton, nicht mal ein Flüstern hatte meine Ohren erreicht.

„Worauf ich eigentlich hinaus wollte", begann er schließlich gehemmt, wirkte sich seiner Sache weiterhin nicht sicher. „Würde es Ihnen helfen, Sie vielleicht beruhigen, wenn ich Ihnen garantiere, dass ..." Er brach ab, wusste offenbar nicht, wie er seinen Satz fortführen sollte, während mein Drang, sofort aus diesem Krankenhaus zu wollen, ins Unermessliche anschwoll. Warum konnte er nicht einfach aus dem Raum gehen und mich alleine auf meinen Vater warten lassen, anstatt so zu tun, als wäre er ernsthaft um meine Gesundheit besorgt? Wäre ich in besserer und klarerer Verfassung gewesen, hätte mich wahrscheinlich nicht einmal ein Sprung aus dem dritten Stock davon abgehalten, die Flucht zu ergreifen.

„Miss Swan, manchmal gibt es Situationen im Leben, die ... die vielleicht nicht immer verständlich sind. Mögen einem womöglich schrecklich erscheinen, obwohl gar keine bösen Absichten dahinter stecken." Dr. Cullen bemühte sich, flüssig zu reden, kam jedoch immer mehr ins Straucheln. „Wollen Sie mir vielleicht erzählen, ... was Sie belastet, und wir sehen, ob wir gemeinsam eine Lösung dafür finden?"

Es begann zu rauschen in meinen Ohren und ich bekam das Gefühl, meine Lungen nicht mehr füllen zu können, obwohl meine Atmung einem einzigen Marathon glich. Ein heftiges Zittern überkam mich, fing bei meinen Händen an und breitete sich über meinen gesamten Körper aus.
„Hören Sie, nichts ist passiert! Gar nichts! Überhaupt nichts! Ich habe nichts gesehen! Niemals habe ich etwas gesehen! Ich schwöre! Bitte tun Sie mir nichts!“ Ich schluchzte, kauerte mich sitzend am anderen Ende der Liege zusammen und schüttelte dabei immer wieder meinen Kopf. Ignorierte das Schwindelgefühl, das mich sofort überrollte und sah Dr. Cullen flehentlich in seine vermeintlich harmlosen, goldbraunen Augen. Von meiner Reaktion erschrocken, war er aufgestanden und hatte Abstand zwischen uns gebracht.

„Ich wollte doch nicht ... So war das doch nicht gemeint“, versuchte er mich vergeblich zu beruhigen, während er sich hilflos und überfordert mit der Hand durch seine blonden Haare fuhr. Doch, genauso war es gemeint. Er wollte mich einschüchtern, wollte testen, ob ich meinen Mund halten würde.

Stille kehrte ein und als es kurz darauf klopfte, zuckte ich noch mehr zusammen. Mich überkamen die schlimmsten Befürchtungen, die sich jedoch glücklicherweise alle in Luft auflösten, als Charlie, der in diesem Moment wie ein rettender Engel auf mich wirkte, in der Tür stand.
„Isabella, was ist passiert?“, fragte er sichtlich in Sorge, welche ihm im nächsten Atemzug schon wieder peinlich zu sein schien. Meinem Dad fiel es nicht leicht, Gefühle zu zeigen, hatte es in all den Jahren wahrscheinlich verlernt.

„Alles okay, Charlie. Mein Blutdruck hat mich nur ein bisschen im Stich gelassen.“ Mein Lächeln, ebenso wie meine entspannte Haltung, die ich einnahm, als er den Raum betreten hatte, waren aufgesetzt. Schlecht aufgesetzt, aber es war meistens dennoch nicht schwer, Charlie zu überzeugen. Manchmal vermutete ich, ihm war es lieber, eine Lüge zu glauben, als eine Wahrheit zu erfahren, mit der er nicht umgehen konnte.
Mein Dad nickte, schien die Antwort bekommen zu haben, die er sich erhofft hatte, während Dr. Cullen seinen Blick betreten zwischen uns hin und her schweifen ließ.

„Entschuldigen Sie, wo sind meine Manieren“, meinte mein Dad verlegen und reichte Dr. Cullen kurz die Hand. „Vielen Dank, dass Sie meiner Tochter geholfen haben.“
„Keine Ursache“, beschwichtigte dieser.
„Kann ich jetzt gehen?“, platzte ich übereilt dazwischen, wollte keine Sekunde länger in diesem Gebäude verbringen. Außerdem war mir auch noch ein neuer, furchtbarer Gedanke gekommen, der mich nun nicht mehr nur um meine eigene Gesundheit sorgen ließ, sondern auch um die meines Dads. Er war genauso wenig sicher hier wie ich.

Dr. Cullens Blick war voller Reue, als er sich mir zuwandte und kurz auf die Infusion sah, die inzwischen durchgelaufen war. „Natürlich“, murmelte er.
Jeden Schritt, den er sich näherte, nutzte mein Herz, um schneller zu schlagen und erreichte seinen Höhepunkt, als der Arzt bei mir angekommen war. Doch für meinen Dad musste ich meine Fassade aufrecht erhalten, musste meine Gesichtszüge dazu zwingen, mir nicht zu entgleiten.

„Ich muss Ihnen vorher nur noch kurz die Nadel ziehen, ist das in Ordnung für Sie?“, vergewisserte er sich vorsichtig und sah mich ebenso an. Ich schluckte, denn natürlich war das alles andere als in Ordnung für mich, doch ich hatte keine Wahl und nickte. Er schenkte mir ein aufbauendes Lächeln, ehe sich seine Finger langsam in Richtung meiner leicht zitternden Hand bewegten, und als sie diese erreichte, zog ich sie wie vom Blitz getroffen zurück. Seine Hand war kalt. Eiskalt. Genauso wie die seines Sohnes. Meine Atmung drohte sich zu überschlagen, während ich ihn wie erstarrt und mit weit aufgerissenen Augen fixierte. Auch er war erschrocken, hatte kurzzeitig die Kontrolle über seine Mimik verloren, bevor er sich räusperte und sich bemühte, wieder seine Fassung zu erlangen.

„Entschuldigen Sie bitte... Alte Arztkrankheit.“ In seinem Lächeln steckte eine ganze Portion Verlegenheit und bei seinem Versuch, die kühle Berührung auf eine schlechte Durchblutung zu schieben, scheiterte er kläglich. Er konnte mir nichts vormachen.
Dr. Cullen erwärmte durch Reiben seine Hände und wirkte nervös, als er sein Vorhaben erneut in die Tat umsetzen wollte. Ich biss die Zähne zusammen, zitterte, wollte keine Szene vor meinem Dad machen und war endlos erleichtert, nachdem er die Kanüle gezogen hatte, sie in einen kleinen Plastikbehälter warf und sich anschließend wieder von mir entfernte.

„Gut“, richtete er sich an Charlie. „Sie müssen vorne nur noch ein paar Papiere unterschreiben, dann können sie ihre Tochter mitnehmen.“
„Ich komme mit“, sagte ich schnell, ehe mein Vater noch auf die Idee kam, ich solle hier auf ihn warten. Und um einen möglichen Widerspruch von ihm zu unterbinden, machte ich mich sofort daran, mich auf meine wackeligen Beine zu stellen. Das Hämmern in meinem Kopf stieg an und ich spürte sofort, wie sehr mein Gleichgewichtssinn nach wie vor in Mitleidenschaft gezogen war. Doch ich unterdrückte die deutliche Schwäche meines Körpers, weil ich momentan keinerlei Rücksicht darauf nehmen konnte und auch nicht wollte, dass sie mir angemerkt wurde.

Dr. Cullen begleitete uns nach vorne zur Anmeldung, wo besagte Unterlagen auf meinen Vater warteten. Obwohl der Weg dorthin nicht weit war, stellte er sich aufgrund meines Zustands als sehr beschwerlich für mich heraus. Aber es gab etwas, was das vollkommen in den Schatten stellte: Angst. Denn bei jedem Schritt, den wir taten, bei jedem Gang, den wir passierten, befürchtete ich, Edward Cullen würde irgendwo lauern und nur darauf warten, mich anspringen zu können. Selbst alle von vornherein nicht einsehbaren Türrahmen hielt ich für ein mögliches Versteck von ihm. Doch glücklicherweise, so oft ich mich auch umdrehte, fehlte von ihm jede Spur. Aber nur, weil ich ihn nicht sehen konnte, fühlte ich mich noch lange nicht außer Gefahr. Er war hier irgendwo, das spürte ich. Wartete wahrscheinlich einfach nur auf die passende Gelegenheit.

„Sie sehen immer noch ziemlich blass aus, Miss Swan. Am besten setzten Sie sich kurz, solange ihr Vater die Papiere unterzeichnet“, riet mir Dr. Cullen, der mich und meinen Verfolgungswahn die ganze Zeit im Auge behalten hatte. Ich nickte nur verhalten und folgte wortlos seinem Vorschlag, weil ich mich besser fühlte, wenn ich eine Wand hinter meinem Rücken hatte und somit diese Angriffsrichtung schon mal ausschließen konnte.

Ich beobachtete die Beiden von meinem Sitzplatz aus und wurde von Minute zu Minute unruhiger. Eigentlich hatte ich gedacht, Dr. Cullen würde nun weiter seiner Arbeit nachgehen, endlich verschwinden, doch stattdessen hatte er sich an die Seite meines Dads gestellt und unterhielt sich ein paar Meter von mir entfernt mit ihm. Ich hörte nicht, was sie sagten, aber es war klar, dass es um mich ging. Ich fühlte mich unwohl und stellte tausend Theorien auf, wovon ihr Gespräch handeln könnte, denn allein schon ihre Blicke, die abwechselnd in meine Richtung gingen, sprachen Bände. Dass Dr. Cullen ihm erzählte, ich wäre psychisch gestört, war nur eine von ihnen.

Ein bisschen zu schnell war ich aufgestanden, nachdem ich von immer schlimmer werdenden Vermutungen heimgesucht wurde, die ich nicht mehr ertragen konnte und kam kurzzeitig ins Schwanken. Ich fing mich jedoch ab, konnte mein Gewicht ausbalancieren und steuerte auf meinen Dad zu, der die ausgefüllten Unterlagen gerade einer Krankenschwester übergab. Genau in diesem Moment klopfte Dr. Cullen ihm kurz auf die Schulter, beendete mit einem Lächeln das Gespräch und drehte sich anschließend in meine Richtung, um sich von mir zu verabschieden. „Ich wünsche Ihnen eine gute Besserung, Miss Swan“, zwinkerte er mir zu, sah mich mit einem schuldbewussten Blick an und verzichtete zum Glück darauf, mir die Hand zu geben.

„Danke“, murmelte ich, glaubte ihm aber kein Wort und fühlte mich unermesslich erlöst, als er sich kurz darauf charmant mit „Na dann, die Patienten rufen“, entschuldigte und endlich ging.
„Schaffst du es bis zum Wagen?“, erkundigte sich mein Dad, woraufhin ich nickte und es nicht erwarten konnte, das Krankenhaus zu verlassen.

Schweigend wankte ich neben ihm her; unsere Stimmung war wie immer reserviert und bei den verstohlenen, besorgten Blicken, die er in meine Richtung warf, versuchte er sich nicht erwischen zu lassen. Normalerweise waren mir genau diese Situationen zwischen uns äußerst unangenehm, doch in diesem Moment war ich einfach nur froh, die Klinik lebend verlassen zu haben. Aber warum? Warum hatte er mich ein weiteres Mal verschont? Ich verstand es nicht.

Noch ein letztes Mal drehte ich mich um, bevor wir das Polizeiauto erreichten, aber weder Edward Cullen noch sein silberner Volvo waren in Sicht.
Ich öffnete die Tür und ließ mich entkräftet auf dem Sitz nieder; lange hätte ich es auf meinen Beinen ohnehin nicht mehr ausgehalten. Mein Dad stieg ebenfalls ein, prüfte mich noch einmal kurz und startete dann glücklicherweise ohne große Verzögerung den Wagen. Ich hatte es eilig, von hier wegzukommen, durfte mir das aber nicht anmerken lassen und war immer noch benommen von meinem Zusammenbruch und dem Beruhigungsmittel.
„Was hat Dr. Cullen zu dir gesagt?“, fragte ich und bemühte mich, es beiläufig klingen zu lassen.
„Dass er dich drei Tage krankgeschrieben hat, weil du dich ausruhen sollst.“
Ich zog meine Stirn kraus, da ich mit allem gerechnet hatte, nur nicht damit. Trotzdem bekam ich das Gefühl, mein Vater würde mir etwas verschweigen, schien mir nicht alles sagen zu wollen. Aber ich war in diesem Augenblick zu schwach, um das herauszufinden, denn mit dem Verlassen des Parkplatzes fiel eine tonnenschwere Last von mir ab. Ich musste mich für den Augenblick nicht mehr vor den Cullens

fürchten, hatte sie hinter mir gelassen, war ihnen entkommen und fühlte mich unendlich befreit. Die ganze Anspannung löste sich mit einem Schlag und Ruhe überkam mich, ließ mich spüren, wie müde ich eigentlich war und wie viel Anstrengung es mich kostete, meine Augenlider offen zu halten.

Ich konnte mich nur an sehr wenig von dieser Fahrt erinnern, vor Erschöpfung musste ich ziemlich bald eingeschlafen sein. Die tausend Fragen, die das heutige Geschehen eigentlich aufgeworfen hatte, überfielen mich erst später ...

Drei Tage krankgeschrieben zu werden, war auf der einen Seite das Beste, was mir passieren konnte ... Andererseits jedoch, was brachte es mir, wenn danach alles wieder von vorne losging? Konnte überhaupt etwas von vorne losgehen, was niemals aufgehört hatte?
Nein, die Krankschreibung half mir letztendlich kein bisschen weiter, verzögerte nur das Unausweichliche. Hatte mir bloß die Möglichkeit gegeben, mich vorübergehend in meinem halbwegs sicheren Loch zu verkriechen, damit ich mich für einen kurzen Zeitraum vor etwas verstecken konnte, dem ich mich früher oder später ohnehin wieder hätte stellen müssen. Und „früher oder später“ bedeutete nichts anderes als morgen.

Heute war mein letzter Vormittag, den ich ohne panisches und zielloses Umherirren in den Schulfluren zubringen konnte. Nicht, dass meine Ersatzbeschäftigungen - die nur aus Kopfzerbrechen, Zusammenzucken bei undefinierbaren Geräuschen jeglicher Art, oder dem Versuch, mich auf ein Buch zu konzentrieren, bestanden - sinnvoller gewesen wären. Jedoch waren sie immer noch angenehmer, als zu wissen, mich in der unmittelbaren Nähe von Edward Cullen zu befinden.

Aber auch, wenn mich seine körperliche Präsenz momentan nicht verfolgen konnte, so begleitete mich dennoch Tag und Nacht sein Schatten, war jede Sekunde bei mir. In Form von schwarzen Augen, die teuflisch auf mich herabstarrten, in Gestalt von Albträumen, die mich plagten oder von dem Gefühl, er würde hinter mir stehen, war er andauernd anwesend.
Was jedoch neu hinzugekommen war und was mir absolut fremd im Zusammenhang mit ihm erschien, waren meine seltsamen Wahrnehmungen, die ich während und nach meinem Zusammenbruch erlebt hatte.
Beziehungsweise hatte ich sie denn überhaupt *tatsächlich* erlebt? Oder waren es lediglich wirre Fantasiegebilde, die man mit einer Art Komatraum vergleichen konnte? ... Dieses vorbeirauschende Grün ... Das Gefühl, mit erheblicher Geschwindigkeit fortbewegt zu werden, fast so, als wäre ich geflogen ...

Vielleicht war es aber auch nur der Blick aus einer Autofensterscheibe?

Aber spielte das überhaupt eine Rolle? War die Frage, wie ich von meiner Ohnmacht auf der Landstraße letztendlich in den Armen von Edward Cullen im Krankenhaus wieder aufwachen konnte, nicht viel erheblicher? Was war passiert? Wo kam er her? Warum lebte ich noch? Weshalb brachte er mich in die Notaufnahme, wo er doch

eigentlich nach meinem Leben trachtete und es somit das Widersprüchlichste war, was er tun konnte?

Nur auf eine dieser vielen Fragen hatte ich eine Antwort, eine schreckliche Wahrheit, die ich seit dem Vorfall im Wald befürchtet hatte: Er verfolgte mich. Ich litt nicht unter Paranoia, er war tatsächlich hinter mir her. Musste, nachdem ich in der Schule verzweifelt vor ihm geflüchtet war, direkt in sein Auto gestiegen und mir nachgefahren sein.
Krank. Dieser Typ war absolut krank. Und das Schlimme war, er machte mich ebenfalls krank.

Doch all das, so sehr es mich auch quälte, wurde von etwas noch viel Grauenhafteren in den Schatten gestellt. Meine Erinnerungen an die Zeit kurz vor dem Schwächeanfall waren zwar verschwommen, aber den hilfsbereiten jungen Mann, auf den ich getroffen war, hatte ich keinesfalls vergessen. Fynn hieß er mit Vornamen; seinen Nachnamen brachte ich nicht mehr zusammen, wusste nur, dass er nicht amerikanisch klang. Fynn wirkte sehr nett ... viel netter, als mir Menschen normalerweise begegneten, viel freundlicher, als ich es gewohnt war.

Dennoch war es für mich grausam, regelrecht schauderhaft, an ihn zurückzudenken. Denn was war mit ihm geschehen, nachdem ich das Bewusstsein verloren hatte?

Gänsehaut überkam mich und eine Übelkeit stieg in mir auf, die mich lähmte. Ich konnte die Bilder nicht mehr ertragen, die ich mir zu dieser Szenerie vorstellte: Ein vor Hass rasender Edward Cullen, der sich auf diesen unschuldigen Mann stürzte und ihn tötete, ihm das Leben nahm wie diesem wehrlosen Reh.
Fynn wollte mir nur helfen und nun war er vermutlich tot, umgebracht durch die Hände eines Wahnsinnigen. Und ich war schuld. Hatte ihn in etwas hineingezogen, für das er überhaupt nichts konnte.

Kein Wort der Welt beschrieb, wie elend ich mich bei diesem Gedanken fühlte.

Aber Fynn war ein Mann und somit viel stärker, als so ein schwächliches Mädchen wie ich. Vielleicht hatte er sich besser wehren können?

Es musste einfach so sein. Alles andere würde ich nicht aushalten. Ich klammerte mich an diese klitzekleine Hoffnung und versuchte nicht darauf zu hören, was mir mein Gefühl eigentlich sagte.

Gestern, als ich mit meinem Dad zu der Stelle auf der Landstraße fuhr, wo ich meinen Beinahe-Unfall gehabt hatte, um meinen Truck zu holen, hatte ich mir alles genau angesehen und nach möglichen Kampfspuren gesucht. Doch außer den Bremsspuren meiner Reifen war nichts zu entdecken. Auch Fynns Auto stand nicht mehr dort, was ich anfangs zwar noch als gutes Zeichen erachtet hatte, mir dessen aber mittlerweile nicht mehr sicher war. Edward Cullen würde keine halben Sachen machen, er wäre schlau genug, um den Wagen danach verschwinden zu lassen.

Diese Spekulationen zerrten an meinen Nerven und das Schlimmste daran war, dass ich wahrscheinlich niemals erfahren würde, was mit diesem jungen Mann wirklich

passiert war.

Ich hätte weinen können, wenn ich daran dachte und fühlte mich unendlich schuldig. Aber meine Tränen würden Fynn nichts bringen, wären eine Frechheit dem gegenüber, was ihm meinetwegen womöglich zugestoßen war. Ich war ein furchtbarer Mensch, der nicht nur sich selbst Unglück brachte, sondern auch noch Andere, Unschuldige mit hineinzog. Ich hasste mich dafür.

Noch eine ganze Weile hing ich dieser schmerzenden Erkenntnis nach und starrte mit einem leeren Blick an meine Zimmerdecke, ehe ich mich zum Aufstehen zwang. Die erste Schulpause war vorüber und das war mein Zeichen, mein Haus verlassen zu können und einkaufen zu gehen. Ich traute mich - wenn überhaupt - ohnehin nur vormittags aus dem Haus, weil ich dann die Gewissheit hatte, dass Edward in der Schule war. - Nein, eigentlich stimmte das nicht, denn eine wirkliche Gewissheit hatte ich nie. Es war viel mehr eine utopische Hoffnung, schließlich war es die einzige Tageszeit, bei der ich zumindest einen ungefähren Anhaltspunkt hatte, wo er sich aufhielt.
Ich legte mein Buch, in dem ich vergeblich versucht hatte zu lesen, auf meinen Schreibtisch und ging die Treppen nach unten. Der Einkaufszettel lag bereits geschrieben auf der Küchenablage, weswegen ich ihn nur noch zusammen mit dem Geld, das mir Charlie hier gelassen hatte, in meinen Korb tun musste.

Die Liste der Nahrungsmittel fiel dieses Mal verhältnismäßig groß aus, was an niemand anderem als meinem Dad lag. Er hatte mir im Nachhinein nicht mehr viele Fragen zu meinem kurzen Krankenhausaufenthalt gestellt, sondern sich mit den wenigen Informationen, die er diesbezüglich von mir bekommen hatte, erstaunlich schnell zufrieden gegeben. Nur die Art, in der er mich manchmal ansah und mit welcher Akribie er darauf bedacht war, dass ich regelmäßig Mahlzeiten zu mir nahm, verrieten seine eigentliche Besorgnis. Meine Versicherungen, es würde mir nach meinem kleinen Schwächeanfall schon längst wieder gut gehen, schien er mir nicht vollkommen abzunehmen. Und gestern Abend, als er in mein Zimmer gekommen war und ein paar Minuten hilflos rumgedruckst hatte, bevor er mit der Sprache rausrückte, erfuhr ich auch, warum.

„Isabella, worauf ich eigentlich hinaus wollte, ist, dass du ein sehr hübsches junges Mädchen bist“, hatte er angefangen. „Wahrscheinlich habe ich dir das zu selten gesagt und vermutlich sind die Jungs in deinem Alter noch zu unreif oder zu blind, um es zu erkennen ... Aber das kommt alles noch, es liegt jedenfalls nicht an dir. So etwas darfst du dir nicht einreden.“
Ein paar Sekunden lang hatte ich ihn einfach nur verwirrt angestarrt, nicht nur, weil er wahrscheinlich in seinem ganzen Leben noch nie so viele zusammenhängende Sätze von sich gegeben hatte, sondern auch, weil ich deren Inhalt absolut nicht verstehen konnte.
„Man hört immer in den Medien davon“, hatte er seinen Monolog fortgesetzt. Jedes Wort war ihm schwer gefallen; Gespräche - im Allgemeinen *solche* - lagen ihm einfach nicht. „Aber man denkt, es ist weit weg ... Wenn man dann jedoch auf einmal erfährt, dass die eigene Tochter davon betroffen ist ...“
Ich nutzte den Moment, in dem er inne gehalten und sich unbeholfen an den Nacken gefasst hatte, um ein bisschen Klarheit in seine mysteriöse Botschaft zu bekommen.

„Charlie, ich begreife gerade nicht, worauf du hinaus möchtest.“
Er hatte tief durchgeatmet und sich kurz gesammelt, ehe er unter großer Anstrengung weiter gesprochen hatte. „So dürre Mädchen sind doch gar nicht schön, Isabella. Nur weil irgendwelche bekloppten Designer ihre Klamotten am liebsten an knochigen Hungerhaken präsentieren, heißt das noch lange nicht, dass du dich daran orientieren musst. Im Gegenteil, diese Frauen-“ Er hatte mit seinen Schultern gezuckt. „Das hat doch nichts mit Attraktivität zu tun, das ist einfach nur krank. Du hast eine sehr schöne Figur, Isabella, du bist nicht zu dick, wirklich nicht.“

Das war der Moment gewesen, in dem mir endgültig der Mund aufgeklappt war. Ich hatte zwei Wochen lang vor Todesangst fast keinen Bissen hinunter bekommen gehabt und mein Dad hatte gedacht, ich wäre von einem Schlankheitswahn betroffen. Ausgerechnet ich, das vermutlich einzige Mädchen auf der Forks Highschool, das auf sämtliche Oberflächlichkeiten keinen Wert legte.
Vielleicht hätte ich es unter anderen Umständen sogar süß von ihm gefunden, aber in Anbetracht meines eigentlichen Grundes hatte ich mir wegen des Verdachts meines Vaters nur mit der flachen Hand auf die Stirn klatschen können, so grotesk war es.

Weshalb er überhaupt auf diese absurde Idee gekommen war, klärte gleichzeitig die Frage, was Edwards Stiefvater zu ihm gesagt hatte. Dieser hatte nämlich zu ihm gemeint, er solle darauf aufpassen, dass ich regelmäßige Mahlzeiten zu mir nahm und genug trank. Mein Vater hatte einfach die falschen Schlüsse daraus gezogen, und es war nicht leicht, ihm diese wieder auszureden.

Kopfschüttelnd über dieses Erlebnis zog ich die Haustür hinter mir zu, sah mich in alle Richtungen um und lief dann schnell zu meinem roten Transporter, in welchen ich sofort einstieg und gleich losfuhr. Ich hatte niemanden sehen können, dennoch blickte ich alle zwei Sekunden in meinen Rückspiegel, als der alte Motor aufröhrte und ich aus der Einfahrt bog.

Ich würde nicht in Forks einkaufen gehen – nein, das wäre mir viel zu gefährlich. Vermutlich hätte ich mich noch vor zwei Tagen für diese Paranoia selbst geschallt, aber das konnte ich mir jetzt sparen, weil sie absolut berechtigt war und dafür nahm ich sogar den weiten Weg nach Port Angeles in Kauf.

Ich ließ Forks hinter mir, beschleunigte unter etlichen Blicken in den Rückspiegel auf der Landstraße meine Geschwindigkeit und sah im Augenwinkel, wie das Grün der Bäume an mir vorbeirauschte, was mich wieder an etwas erinnerte.

Ja ... vielleicht war es einfach nur der Blick aus einer Autofensterscheibe gewesen. Was hätte es auch sonst gewesen sein sollen? Fliegen konnte Edward sicher nicht. Obwohl ich ihm inzwischen alles zutraute.

Aber was war mit meinen anderen Wahrnehmungen? Diese betörende Stimme, die mich mit ihrem wunderschönen Klang und ihrer kristallklaren Aussprache vollkommen in diesen traumhaften Bann gezogen hatte ...
Zweifelsohne war es seine gewesen, ich hätte sie, obwohl ich sie nur zweimal zuvor gehört hatte, unter Tausenden wieder erkannt. Wie konnte jemand wie er eine so anmutige Stimme besitzen?

Hatte er wirklich zu mir gesprochen? Sind die Wortfetzen, an die ich mich noch besinnen konnte, tatsächlich gefallen? *„Du musst keine Angst haben, Isabella ...“ ... „Wie unsagbar leid es mir tut ...“ ... „Das im Wald war etwas sehr Positives“ ...*

Etwas Positives? Wäre es nicht um mein Leben gegangen, dann hätte ich über diesen Witz vermutlich schallend gelacht, stattdessen blieb mir mein Lachen jedoch im Halse stecken.
Was dachte dieser Typ sich? Wie komplett verdreht musste sein Hirn funktionieren, wenn er den Vorfall im Wald als etwas Positives sah?
Ich schüttelte langsam meinen Kopf. Psychopathen konnte man nicht verstehen, sie hatten ein anders Denken, andere verzweigte Synapsen, die „normale“ Menschen nicht nachfühlen konnten.

Welch unbehagliches Gefühl, wenn ich mir vorstellte, wie nahe er mir gewesen sein musste, als ich am wehrlosesten war ... Eine Gänsehaut überkam mich, die mich sofort dazu veranlasste, einen Blick in den Rückspiegel zu werfen. Doch die Straße war frei, niemand folgte mir. Zumindest nicht ersichtlich.

Doch es war nicht nur seine Stimme, die mir im Gedächtnis geblieben war, es war auch sein süßlicher Geruch und die Weise, wie ich diesen im bewusstlosen Zustand empfunden hatte ... Sein Duft war wie ein samtener Nebel gewesen, der sich um meine Atemwege gelegt hatte und den ich nicht aufhören konnte einzuatmen. In diesem Moment, als ich mit geschlossenen Augen irgendwo zwischen Realität und Traumwelt geschwebt war, seine Stimme gehört, seine Finger gespürt, wie sie meine Hand streichelten, und seinen Duft gerochen hatte, fühlte ich mich so wohl wie noch niemals zuvor in meinem Leben.

Ich schnaubte, denn es war einfach nur so ... lächerlich. Nicht mehr, als ein weiteres Armutszeugnis für meine sinnlose und traurige Existenz ...

Betäubt von diesem Gedanken, der meinen gesamten Körper träge machte und mich, als hinge ein schweres Gewicht an meinen Füßen, immer tiefer nach unten zog, fuhr ich eine Weile monoton vor mich hin.

Vielleicht war ich den Cullens ähnlicher, als ich gedacht hatte. Ich war seltsam – sie waren seltsam. Nur mit dem gewaltigen Unterschied, dass mein Hass sich gegen mich selbst richtete, nicht gegen andere. Aber wer wusste schon, was die Zukunft brachte? Vielleicht würde ich eines Tages auch noch komplett austicken.

Aber die Cullens waren keine normalen Psychopathen, dessen war ich mir seit meinem Besuch im Krankenhaus absolut sicher. Sie waren kalt, unnatürlich blass und übermenschlich schön. Wenn das die Symptome einer Geisteskrankheit waren, dann fraß ich einen Besen. Irgendetwas stimmte generell nicht mit ihnen.
Alles an den Cullens wirkte auf dem ersten Blick einladend, so sehr, dass mir der Vergleich mit einer Venusfliegenfalle kam, welche ihre ahnungslosen Opfer durch eine verführerische Färbung und einem aromatischen Lockstoff anzog, bevor sie ihre Fangblätter eiskalt und hinterlistig zuschnappen ließ.

Die Cullens waren heimtückisch, genauso wie diese Pflanze. Aber was war ihr Geheimnis? Die Idee von mutierten Genen konnte sich in meinem Kopf nicht lange halten, da jeder von ihnen adoptiert war. Nur die zwei Blonden waren blutsverwandt. Wahrscheinlich war es albern, aber mir fiel dazu dieser blöde Film ein, den ich vor längerem Mal gesehen hatte. „Der Tod steht ihr gut“ hieß er und hatte von einem Elixier gehandelt, welches einem die ewige Jugend bescherte.

Wobei ich „ewige Jugend“ natürlich nicht mit den Cullens in Verbindung brachte, es war viel mehr so eine Art ähnliches Prinzip, das ich darin zu entdecken glaubte. Denn was, wenn Edward keine Ausnahme - zumindest keine innerhalb seiner Familie - war? Was, wenn sie sich alle im gleichen Stil ernährten?
Wenn dem so war, was ich inzwischen stark vermutete, war dann ihre Optik und ihre anziehende Wirkung womöglich das Ergebnis einer abartigen Lebensweise?
Kaum vorstellbar, aber irgendeine Lösung musste es schließlich geben.

Wieder kamen mir die Bruchstücke der Unterhaltung zwischen Edward und Dr. Cullen in den Sinn. *„Du bringst die ganze Familie mit deinem derzeitigen Verhalten in Gefahr ...“ „Und was gedenkst du, sollte ich tun?“ „Du musst sie in Ruhe lassen.“ „Ich kann nicht.“*
Letzteres ließ augenblicklich mein Herz unangenehm höher schlagen. Die Vorstellung, er würde niemals aufhören, würde mich nie in Ruhe lassen, mir bis an mein Lebensende Angst machen, war einfach nur schrecklich und nicht auszuhalten. Ich war kein starker Mensch, war ich nie gewesen. All das trieb mich in die pure Verzweiflung, machte mich noch kleiner, als ich es ohnehin schon war, und richtete in meiner Seele täglich neue und irreparable Schäden an.

Eigentlich wollte ich überhaupt nicht erfahren, *was* sie waren. Wünschte mir nur, dieser Albtraum, der nun schon zweieinhalb Wochen andauerte, würde endlich aufhören. Doch genau das Gegenteil war der Fall, denn er wurde von Tag zu Tag schrecklicher und die Hoffnung auf ein Aufwachen hatte ich längst aufgegeben.

Ich konnte hier nicht mehr bleiben, ich wusste ja noch nicht einmal, wie ich den morgigen Tag, an dem ich wieder gezwungen sein würde in die Schule zu gehen, überstehen sollte. Dass ich diese fürchterliche Prozedur noch bis zu meinem Abschluss durchhalten musste, war unvorstellbar. Ein Jahr. Zwölf Monate. Dreihundertfünfundsechzig Tage. – Nein, ausgeschlossen, absolut unmöglich!

Aber was hatte ich für Möglichkeiten? Nur jene, bei der ich meinen Vater verletzte und zurück zu meiner Mutter nach Phoenix ging. Auch wenn mein Dad seine Gefühle nicht zeigen konnte und es ihm nicht leicht fiel, sein Haus nach all den Jahren der Einsamkeit auf einmal mit seiner Tochter teilen zu müssen, so wusste ich dennoch, dass ich ihm das Herz brechen würde, wenn ich ihn *ebenfalls* verließ. Von dem Schmerz, den meine Mom bei ihm auslöste, als sie vor vielen Jahren das Gleiche tat, konnte er sich, so glaubte ich, bis heute nicht erholen.

Zurück nach Phoenix zu gehen bedeutete also, Charlie ein Messer in den Rücken rammen zu müssen, während ich gleichzeitig für Renée wieder ein Klotz am Bein wäre ... Es war alles so aussichtslos.

Ich gönnte meiner Mom ihr Glück mit Phil wirklich ... Aber es machte den Eindruck, als

hätte sie mich abgestempelt. *„Seltsames Mädchen - kann ich nicht gebrauchen, soll sich doch ihr gleichermaßen komischer Vater darum kümmern ...“*

Wahrscheinlich war es gemein, so von ihr zu denken, aber nachdem ihr Interesse an mir immer mehr zu schwinden schien, schaffte ich es nicht mehr, diese furchtbaren Vermutungen zu verbannen.

Nach ungefähr einer Stunde Fahrt erreichte ich den kleinen Supermarkt, der direkt am Ortseingang von Port Angeles lag. Ich parkte meinen Truck auf dem großen, ziemlich leeren Parkplatz und wischte mir diese eine Träne, gegen die ich solange gekämpft und doch verloren hatte, noch weg, bevor ich meinen Korb nahm, mich in alle Richtungen umblickte und ausstieg. Ich wusste nicht, ob ich auch so aussah, aber ich fühlte mich wie ein Zombie.

Der Supermarkt war ganz gewöhnlich. Kaum hatte man die Schiebetüren passiert, wurde man von kühler Klimaanlagenluft und Neonlicht, unter dem die Nahrungsmittel besser aussehen sollten, empfangen. Auf dem Fußboden waren weiß-grau gesprenkelte und inzwischen verkratzte Fließen verlegt; die drei Kassiererinnen saßen desinteressiert an ihren jeweiligen Kassen und sahen nur für einen Sekundenbruchteil emotionslos zu mir auf, als ich den Laden betrat und an ihnen vorbei in die Flure ging.

Zu meinem Glück herrschte wenig Betrieb, nur vereinzelt kamen mir andere Kunden entgegen, weswegen mein Plan, alles Nötige eilig zusammenzusuchen, damit ich schnellstmöglich wieder nach Hause fahren könnte, bestens aufging.

Brot, Milch, Joghurt, Käse, Orangensaft, Cornflakes und noch ein paar weitere, übliche Sachen landeten nacheinander in meinem Korb. Auch in der Obst- und Gemüseabteilung legte ich – obwohl davon natürlich nichts auf Charlies Liste stand – einen kurzen Zwischenstopp ein. Seine Ernährung hatte größtenteils aus Burgern und Pommes bestanden, womit - sehr zu seinem Leidwesen - seit meiner Ankunft in Forks natürlich Schluss war.

Nach rekordverdächtigen zehn Minuten hatte ich alles, was ich brauchte und machte mich, vorbei an den Backwarenregalen auf den Weg zur Kasse. Doch noch ehe ich diese erreichen konnte, hörte ich plötzlich ein abgehetztes und nervöses „Entschuldigung?“, hinter mir, das mich augenblicklich zusammenzucken ließ.

Erschrocken und mit allem rechnend drehte ich mich ruckartig um und blickte direkt in ein Paar seltsam vertrauter brauner Augen, deren anfängliche Ungläubigkeit nach und nach in ein freudiges Leuchten umschlug.

„Sie sind es tatsächlich“, konnte er es ebenso wenig fassen wie ich. Nein, die Wahrheit war, ich konnte es noch viel weniger fassen als er, da ich ihn gedanklich bereits für tot erklärt hatte. Doch er war nicht tot. Stand leibhaftig und kerngesund vor mir. Ich war vollkommen durcheinander, wusste nicht, ob ich vor Glück lachen oder weinen sollte, und konnte diese unerwartete Begegnung innerhalb der wenigen Sekunden, die wir uns erst gegenüberstanden, überhaupt noch nicht realisieren.

„Ich dachte, ich würde Sie nie wieder sehen ... Ich wusste ja noch nicht mal Ihren Namen, sodass ich im Telefonbuch nach Ihnen suchen hätte können ... Und jetzt stehen Sie auf einmal vor mir ...“ Diese Worte sprudelten nur so aus ihm heraus und das Verwirrende daran war, dass sie genauso gut aus meinem Mund hätten kommen können. Doch er war es, der sie aussprach und sie mit einem bezaubernden Strahlen in seinem Gesicht unterlegte, indessen ich ihn immer noch anstarrte, als wäre er eine optische Täuschung.

„Ich war sehr besorgt um Sie, Miss ...“

„Besorgt?“, fand ich meine Stimme, die sehr heißer klang, weswegen ich mich verlegen räusperte.
„Ja, Sie sind einfach zusammengeklappt.“
„Ach so ...“, stammelte ich, war vollkommen durcheinander von der Intensität seines Blickes und blinzelte kurz. „Das ehm ... war nur mein Kreislauf ... der spielt öfter mal verrückt.“
Er nahm das zwar still zur Kenntnis, aber anhand seiner Augenbrauen, die sich kurz und kaum merklich zusammenzogen, konnte ich eine gewisse Skepsis bei ihm entdecken.
„Und jetzt geht es Ihnen wieder besser?“, erkundigte er sich und ließ sich nichts weiter davon anmerken.
„Ja, alles wieder okay“, zwang ich mich zu einem Lächeln.
„Schön“, sagte er mit seiner weichen Stimme, woraufhin eine kurze und auf mich äußerst unangenehm wirkende Gesprächspause aufkam.

Ich war noch nie gut, im Small Talk halten - um genau zu sein, lag mir Reden allgemein nicht besonders. Von den tausend Fragen, die mir wegen des Vorfalls auf der Landstraße durch den Kopf jagten, traute ich mich keine einzige auszusprechen. Aber er schien, obwohl ich es kaum glauben konnte, vollkommen unverletzt zu sein, nicht mal einen Kratzer konnte ich bei ihm finden.

Ohne es bemerkt zu haben, waren meine Augen seinen schlanken Körper hinuntergewandert, um nach möglichen Verletzungen zu suchen. Als ich bei seinem dunkelblauen Pulloverärmeln angelangte, um seine Hände genauer anzusehen, interpretierte er meinen Blick jedoch falsch.

„Trostlos, ich weiß ...“, lächelte er beschämt, und nach kurzer Verwirrung begriff ich, dass er auf den spärlichen Inhalt seines supermarkteigenen Plastikeinkaufskorbes anspielte, der aus einer Tiefkühlpizza und einer Flasche Rotwein bestand.
„Ich würde gerne etwas anderes behaupten, aber die Gerüchte, die über das Essverhalten von allein stehenden Männern kursieren, treffen leider alle zu.“ Er fasste sich bei seinen Worten an den Nacken, schien ein wenig peinlich berührt zu sein und machte fast den Eindruck, als wolle er sich für seine ungesunde Ernährung bei mir entschuldigen.
Dieses Verhalten brachte mich zum Schmunzeln, wirkte er doch dadurch auf einmal ziemlich niedlich und überhaupt nicht so Respekt einflößend, wie ich unbekannte Männer normalerweise empfand.

Ein bisschen schüchtern und mit einem Funkeln in seinen tiefbraunen Augen erwiderte er mein Schmunzeln und irgendetwas sagte mir, dass von ihm keinerlei Gefahr ausging, dass er einfach nur ein höflicher Fremder frei von bösen Hintergedanken war. Ich konnte mir dieses Gefühl selbst nicht erklären, stand es doch im absoluten Gegensatz zu meiner sonstigen, misstrauischen Natur – aber bei Fynn schienen meine Vorbehalte absolut nicht gerechtfertigt zu sein.

„Verraten Sie mir denn dieses Mal Ihren Namen? Oder habe ich mit der Tiefkühlpizza jetzt alles ruiniert? Ich kann sie auch wieder zurücklegen, wenn sie möchten!“

Ich wusste selbst nicht, was in mich gefahren war, als ich amüsiert gluckste und meinen Kopf schüttelte. Für einen Moment war ich vor mir selbst erschrocken, hatte ich doch ein Geräusch, das auch nur annähernd an ein Lachen erinnerte, schon seit mehr als zwei Wochen nicht mehr aus meinem Mund gehört. Aber es war einfach passiert, sein charmantes und in keiner Sekunde aufdringliches Lächeln hatte mich angesteckt, mich für einen kurzen Moment ausgelassen gestimmt.

Ein Funkeln trat in seine Augen; er schien sich zu freuen, mich mit seinem dezenten Scherz erheitert zu haben.

„Mein Name ist Isabella ... Isabella Swan.“ Ohne, dass ich darüber nachgedacht hätte, war es einfach so über meine Lippen gekommen, wie ein Reflex, den ich nicht steuern konnte.

„Sehr angenehm. Fynn Agapiou“, stellte er sich zu meinem Glück der Höflichkeit halber noch einmal vor und ersparte mir somit die Peinlichkeit, seinen Namen nicht mehr gewusst zu haben.
Agapiou ...

„Oh, ich weiß, was Sie denken. Der Name hört sich nicht unbedingt amerikanisch an, richtig?“, lächelte er, woraufhin ich, weil er mich vollkommen durchschaut hatte, verlegen lächelnd mit meinen Schultern zuckte.

„Das liegt daran, dass ich ursprünglich aus Ägypten stamme“, erklärte er freundlich.

Ägypten ... das erklärte seine hellbräunliche Hautfarbe mit dem leichten Olivstich. Ein bisschen zu blass erschien er mir trotzdem noch, aber womöglich kränkelte er tatsächlich, so wie ich es bereits bei unserer ersten Begegnung vermutet hatte. Oder vielleicht war ja auch eines seiner Elternteile hellhäutig gewesen?
Ich hatte jedenfalls noch nie einen Ägypter getroffen und fand es irgendwie beeindruckend, aus einem Land zu kommen, bei dem man sofort an die alten Pharaonen und Jahrtausende alte Pyramiden dachte.

„Ihr Amerikanisch ... Sie sprechen so akzentfrei ...“, warf ich ein. Denn um genau zu sein, war seine Aussprache noch viel klarer, als die eines jeden Amerikaners. Ausgenommen ... Nein, nichts ausgenommen, verbannte ich diesen seltsamen und nur kurzweilig aufflackernden Gedanken, der noch während des Denkprozesses seinen Zusammenhang verloren hatte.

Er kicherte leise, schien sich über meine Aussage leicht zu amüsieren, weswegen ich mir augenblicklich blöd vorkam und sie am liebsten sofort wieder zurückgenommen hätte.
„Das liegt daran, dass meine Mutter Amerikanerin war, ich bin zweisprachig aufgewachsen“, erwiderte er, fühlte sich anscheinend geschmeichelt und ließ wider Erwarten nicht die geringste Belustigung heraushören.
Ein Elternteil war wirklich hellhäutig gewesen, ich hatte also richtig gelegen mit meiner Vermutung. Aber etwas in seinem Satz stimmte mich betroffen, denn er hatte von seiner Mutter in der Vergangenheit gesprochen. Offenbar lebte sie nicht mehr und bei mir zog sich alles zusammen, wenn ich mir vorstellte, wie schrecklich es sein musste, seine Muter zu verlieren.

„Außerdem lebe ich schon einige Jahre in den Vereinigten Staaten, Isabella“, fuhr er in angenehmer Stimme fort. „Und seit einer Weile bin ich auf der Durchreise.“

„Oh ... Sie gehen also bald wieder“, entwich es mir und klang noch dazu viel enttäuschter, als ich es mir erklären konnte. Was war nur los mit mir?

Auf seine Lippen legte sich ein unglaublich liebevolles Lächeln und seine tiefbraunen Augen, deren schwarze Pupillen auf einmal einen sehnsüchtigen Ausdruck bekamen, nahmen mich für einen Moment vollends gefangen.

„Nicht, wenn ich etwas finde, für das es sich zu bleiben lohnt ...“

Ich spürte, wie mir diese Bemerkung augenblicklich durch Mark und Bein fuhr. Seine Worte, die er so intensiv betonte und sein einnehmender Blick, den er keine Sekunde von mir abwandte, paralysierten mich vorübergehend. Meinte er damit mich? War ich der Grund, für den es sich zu bleiben lohnte? Nein, er konnte mich nicht meinen, er kannte mich überhaupt nicht. Würde er das, würde er auch sicher nicht meinetwegen bleiben wollen. Im Gegenteil.
Aber doch, seine Augen sagten mir, er würde von niemand anderem als mir sprechen. Ich verstand es nicht, war verwirrt, fühlte aber ganz deutlich, dass er mich nicht anlog, dass er mir die Wahrheit sagte.

Als mir das bewusst wurde, spürte ich prompt, wie mir die Röte ist Gesicht stieg, und weil mir auffiel, dass Fynn die Verfärbung meiner Wangen lächelnd und eingehend musterte, fühlten sich diese schlagartig noch heißer an. Schnell wandte ich meinen Blick von ihm ab, wusste nicht, in welche Richtung ich ihn stattdessen lenken sollte und entschied mich unterbewusst für die Kasse, was Fynn dummerweise falsch verstand.

„Oh, entschuldigen Sie, ich halte Sie wahrscheinlich auf. Sie scheinen es eilig gehabt zu haben, ich bin Ihnen ja vorhin kaum hinterhergekommen.“

Wieder dieses Lächeln, wieder diese anziehende Wirkung, die davon ausging.
Hatte ich es eilig? ... Oh ... ja, ich hatte es eilig, denke ich ... Ich zog meine Stirn in Falten und versuchte mich zu sammeln, ehe ich antwortete.
„Ehm ... Ja, so ein bisschen habe ich es tatsächlich eilig“, war jedoch das traurige und vor allem dünne Ergebnis. Tolle Antwort, Isabella ...

Bedauern spiegelte sich in seiner Miene wider, die er mit einem leichten Lächeln zu überspielen versuchte. „Hm ...“, murmelte er leise, bevor erneut ein Glitzern in seine Augen trat. „Aber ich bestehe darauf, Sie noch bis zur Kasse und zu Ihrem Auto begleiten zu dürfen. Das sind Sie mir schuldig, wenn Sie mich schon so unverfroren abwimmeln wollen, Isabella.“

Meine Mundwinkel zuckten nach oben, bildeten sich zu einem Schmunzeln, und mein Kopf nickte wie von selbst. Erfreut über meine wortlose Zusage machte er eine ausladende Handbewegung, mit der er mir signalisierte, mich vor sich gehen zu lassen. Nur ziemlich unsicher, weil ich so etwas nicht gewohnt war, ging ich dieser Geste nach.

Schweigend und schon nach wenigen Metern erreichten wir die Kassen, wo Fynn, sehr zu meiner Erleichterung, eine andere nahm als ich. Es wäre mir unangenehm gewesen, wenn er jeden meiner Handgriffe beobachten hätte können, was dann letztendlich nur darauf hinausgelaufen wäre, dass ich mich mit einer daraus wahrscheinlich entstandenen Ungeschicktheit ziemlich blamiert hätte. Auch währenddessen ich meine Waren aufs Band legte und er, weil sein Einkauf wesentlich geringer ausgefallen war als meiner, bereits neben den Türen stand und auf mich wartete, sah er kaum und wenn dann nur sehr kurz in meine Richtung.
Nur ich war in dieser, wie in vielerlei anderer, Hinsicht so komisch. Vermutlich hätte sich kein normaler Mensch was dabei gedacht, bei so einer herkömmlichen Tätigkeit, wie im Supermarkt an der Kasse zu stehen, von jemandem beobachtet zu werden. Deswegen war ich ihm, obwohl er das sicher nicht bewusst tat, für seine Zurückhaltung sehr dankbar und fühlte mich den Umständen entsprechend behaglich.

Abschließend bedankte ich mich bei der Kassiererin, nahm meinen Korb und lief zu Fynn, der mich mit einem freundlichen Lächeln empfing, bevor wir gemeinsam nach draußen auf den Parkplatz gingen. Unauffällig erhaschte ich dabei den ein oder anderen Blick auf ihn und fand, dass er zwar keinem klassischen Schönheitsideal entsprach, aber dennoch ein männlich markantes und hübsches Gesicht hatte. Seine dunklen, wuscheligen Haare, seine braunen Augen, und sein leicht exotisches Aussehen gefielen mir ... irgendwie ...

Als wir meinem roten Truck näher kamen und ich wie durch ein Wunder kein einziges Mal gestolpert war, wurden wir immer langsamer, bis wir letztendlich stoppten und uns etwas unbeholfen gegenüberstanden.

„Es hat mich sehr gefreut, Sie wieder getroffen zu haben, Isabella“, strahlte er mich an und klang bei jeder Silbe aufrichtig. Ich errötete ein wenig, biss mir verlegen auf die Unterlippe und nickte schließlich, weil ich nicht wusste, was ich sonst hätte tun sollen.

„Wenn ich mir Ihren Einkauf so ansehe“, ließ er seinen Blick schmunzelnd über meinen Korb schweifen, bevor er ihn wieder in meine Augen richtete. „Dann scheint ihre Ernährung weitaus gesünder zu sein, als die meinige. ... Wissen Sie, ich mag es, wenn Frauen sich gesund ernähren ...“
Seine Stimme klang wie eine Melodie, löste ein undefinierbares Gefühl in mir aus, während ich zu nichts anderem fähig war, als vollkommen gebannt in seine tiefschwarzen Pupillen zu sehen.

„Vielleicht ...“, fing er sachte an und schien mich mit jedem Wort zu hypnotisieren. „Hätten Sie ja Lust, so einem hoffnungslosen Fall wie mir Abhilfe zu leisten, indem sie mich mal besuchen kommen und wir zusammen etwas kochen?!“

Ich war kurz davor, einfach ja zu sagen. Meine Lippen wollten das „J“ schon formen, nur eine Stimme in meinem Hinterkopf, die ich mal gedämpft und mal deutlicher verstehen konnte und die mich immer wieder fragte, ob ich vollkommen verrückt geworden war, hielt mich im letzten Moment davon ab.

„So ein schlechter Koch bin ich eigentlich nicht, wie Sie wahrscheinlich denken, für mich alleine lohnt sich der Aufwand nur meistens nicht. Sie brauchen also nichts zu befürchten. Außerdem bin ich leidenschaftlicher Weintrinker, ich habe ein paar sehr Auserwählte in meinem Apartment ... Mit gutem Bouquet kenne ich mich aus, Isabella“, lächelte er und überzeugte mich auf eine seltsame Weise mit jedem Wort mehr.

„Sagen Sie ja, *Isabella*.“

Ja. Ja. Ja. Nichts wünschte ich mir in diesem Atemzug plötzlich sehnlicher, als Ja zu sagen, als ihn wieder zu sehen, als gemeinsam mit ihm etwas zu kochen. Außerdem wollte sonst nie jemand Zeit mit mir verbringen, ich wäre dumm, wenn ich ihn genauso vergraulen würde wie alle anderen. Aber ... Irgendwo in meinem Kopf gab es ein Aber.
Isabella Swan würde niemals zu so etwas Ja sagen und ich verstand nicht, warum ich in diesem Fall den Drang hatte, es zu tun. Völlig konfus blinzelte ich, wandte meinen Blick von seinen Augen ab und versuchte, meine Kontrolle wieder zu erlangen. Was mir wenige Sekunden später, als ich auf einmal realisierte, was ich fast in Begriff gewesen wäre zu tun, auch gelang.

„Ehm ... Nein, tut mir leid, Fynn ... Ich ... Nein ...“, stammelte ich, war immer noch durch den Wind, jedoch hatte mein Verstand wieder die Oberhand gewonnen.

Fynn zog seine Stirn kraus, schien ein bisschen verwirrt zu sein, doch schon kurz darauf nahm sein Gesicht wieder die gleichen weichen Züge wie zuvor an.

„Oh“, bedauerte er, sah kurz auf den Boden und steckte seine freie Hand in seine hintere Hosentasche. „Möchten Sie mir dann vielleicht wenigstens ihre Handynummer geben? Verstehen Sie mich nicht falsch ... Ich möchte Sie nicht belästigen, ich würde Sie nur unheimlich gerne wieder sehen.“ Er klang von Grund auf ehrlich, schien jedes Wort so zu meinen, wie er es sagte - auch wenn ich seine Beweggründe dafür absolut nicht nachvollziehen konnte.

„Ich habe leider kein Handy ...“, entgegnete ich ihm und es tat mir regelrecht weh, ihm erneut und unbeabsichtigt eine Abfuhr erteilen zu müssen.

„Sie haben kein Handy?“, wiederholte er ein bisschen ungläubig, war dieser Aspekt doch ziemlich unüblich für die heutige Zeit. Nein, natürlich hatte ich kein Mobiltelefon. Warum auch? Wer brauchte schon ein Handy, wenn einem ohnehin nie jemand anrief? Und da ich nicht zu der Gruppe von Menschen gehörte, die zumindest

den Eindruck erwecken wollten, als würde es doch jemand tun, besaß ich keines.
Entschuldigend schüttelte ich leicht meinen Kopf, woraufhin er eine Weile nachdenklich wirkte, ehe er mich durch seine Wimpern hindurch ansah und mir eine Frage stellte.

„Wollen Sie mich *allgemein* nicht wieder sehen ... oder liegt es an ihrem eifersüchtigen Freund?“

„Ei ... Ei ... Eifersüchtigen Freund?“, brachte ich schleppend hervor und war aus allen Wolken gefallen, weil ich keine Ahnung hatte, worauf er hinauswollte. Ich, einen Freund? Wollte er sich über mich lustig machen?

„Der junge Mann, der auf einmal aus dem Wald gerannt kam und sie ziemlich unsanft aus meinen Armen riss, als sie ihr Bewusstsein verloren hatten“, half er mir auf die Sprünge und wirkte irritiert. Augenblicklich erstarrte ich, konnte mir die Szenerie, jetzt wo er sie beschrieben hatte, bildlich vorstellen und bekam Probleme mit meiner Luftzufuhr.

„Ist alles in Ordnung mit Ihnen, Isabella? Habe ich etwas Falsches gesagt?“ Besorgt musterte mich Fynn, dem mein unkontrollierter Ausbruch leider nicht entgangen war.
„Ehm, nein ... Ich-“ Kurz hielt ich inne, atmete tief durch und bemühte mich, wieder Klarheit in meinen Kopf zu bekommen. „... Er ist nicht mein Freund.“
Wie grotesk. Edward Cullen war vieles, bestimmte sogar meine Leben - aber er war genau das Gegenteil von einem *Freund.*

„Nicht?“, zog Fynn seine Augenbrauen zusammen und wirkte ziemlich überrascht.
„Nein“, sagte ich schnell, schüttelte meinen Kopf und fand die Vorstellung, dass jemand meinen Peiniger als meinen Freund vermutete, einfach nur schrecklich.

„Oh ... und ich dachte, weil ...“ Er brach ab und bekam einen ernsthaft beunruhigten Gesichtsausdruck.
„Weil was?“, bat ich ihn weiter zu sprechen und war sofort alarmiert.
Fynn kam ins Grübeln und rang eine Weile mit sich, ehe er antwortete.

„Ach nichts, vergessen Sie’s“, lächelte er schließlich und wollte so tun, als hätte er nie etwas erwähnt. Doch in seinen Augen konnte ich ganz deutlich sehen, dass er mir nur etwas vorspielte und mir etwas Wichtiges verschweigen wollte, weswegen ich von Sekunde zu Sekunde nervöser wurde.
„Nein, bitte, was meinen Sie“, drängte ich.
„Ich dachte nur, wahrscheinlich klingt es absurd ...“
„Was dachten Sie?“ Meine Stimme war mindestens zwei Oktaven zu hoch und ich spürte die Panik, die, je länger er rumdruckste, immer mehr Besitz von mir ergriff.
„Na ja ... es machte den Eindruck, als wäre er Ihnen ... *gefolgt* ... aber das ist natürlich albern.“ Er lächelte über seine Worte, als wären sie nur ein haltloses Hirngespinst, wofür er sich schämte, es überhaupt geäußert zu haben.

Mir hingegen war nicht im Geringsten nach Lachen zumute. Er hatte den Nagel direkt auf den Kopf getroffen und ich konnte förmlich fühlen, wie jegliche Farbe aus meinem Gesicht verschwand. Fynn hatte das ausgesprochen, was ich seit nun mehr fast drei

Wochen vollkommen alleine mit mir herumtrug und was mich von innen heraus auffraß. Ich war geschockt, fühlte mich aber in der gleichen Sekunde seltsam befreit. Denn für einen klitzekleinen Moment wirkte es auf mich, als müsste ich das Gewicht der niederdrückenden Last nicht mehr nur selbst tragen.

Fynns Lächeln verschwand allmählich von seinen Lippen, während sich seine Augen zeitgleich immer weiter verengten. Ihm war meine Reaktion nicht entgangen und er deutete sie richtig.

„Isabella? Tat er das tatsächlich, war er Ihnen gefolgt?“

Augenblicklich hätte ich anfangen können zu weinen. Es tat so gut, diese Frage von jemandem gestellt zu bekommen. Es schien so greifbar, die mich zermürbende Mauer des Schweigens endlich brechen zu können, jemandem von dem Horror und der Todesangst, die mich plagten, zu erzählen. Doch ich brachte keinen Ton hervor und starrte stattdessen nur wie betäubt in seine, von einer bösen Vorahnung erschütterten, tiefbraunen Augen.

„Werden Sie von diesem Typen bedrängt? - Isabella, wen dem so ist, dann müssen Sie mir davon erzählen, hören Sie?“

Er sprang so eindringlich, klang so ernsthaft besorgt um mich, dass ich das dringende Bedürfnis bekam, am liebsten sofort und ohne Punkt und Komma alles auszuplaudern, meiner Seele Luft zu verschaffen, die unter dem Druck der letzten Tage immer mehr einging. Fynn wirkte plötzlich so vertraut auf mich, als würde ich ihn schon mein Leben lang kennen und als könnte ich mit ihm über alles reden. Er war nicht so wie Edward, er war ganz anders, das spürte ich. Von ihm ging keine Gefahr aus, ich hätte nichts zu befürchten bei ihm. In seinen Augen strahlte nichts als Aufrichtigkeit und ehrliche Sorge.

Das Geräusch eines an uns vorbeifahrenden Autos ließ mich abrupt aufblicken und lenkte meine Aufmerksamkeit kurzzeitig von Fynn ab. Doch es war nicht der silberne Volvo, den ich befürchtet hatte. Dafür ließ mir dieser kleine paranoide Schub aber eine andere Sache ganz deutlich bewusst werden: Ich dürfte Fynn, auch wenn die Verlockung noch so groß war, kein Sterbenswörtchen von dem Ganzen erzählen, wenn ich nicht wollte, dass es ihm ebenso erging wie mir. Und das wollte ich keinesfalls. Ich würde ihn durch meinen Egoismus in Gefahr bringen und ihn in etwas hineinziehen, mit dem er nichts zu tun haben sollte. Es reichte, wenn mein Leben zu Ende war, Fynn sollte seines sorgenlos weiterführen können und mit all dem nicht in Verbindung kommen. Es war mein Schicksal, nicht seines und ich schämte mich dafür, überhaupt in Betracht gezogen zu haben, ihn in mein Leid einzubeziehen.

Nur dieser Erkenntnis und Fynns Sicherheit wegen schaffte ich es, diese folgende und fatale Lüge aus meinem Mund zu bekommen.

„Nein, er verfolgt mich nicht.“ Ich zwang meine steifen Mundwinkel zu einem Lächeln und hoffte, dieses würde überzeugend wirken. „Er kam zufällig vorbei und weil er Sie nicht kannte, dachte er einfach ... ich würde Hilfe benötigen.“

Ausgiebig musterte mich Fynn, schien erneut kurzzeitig verwirrt zu sein und suchte nach einem Anzeichen in meinem Gesicht, welches ihm meine Lüge verraten würde. Offenbar, und obwohl ich es nicht glauben konnte, wurde er nicht fündig.

„Sind Sie sicher?“, vergewisserte er sich trotzdem noch einmal, klang jedoch bereits sehr viel entspannter. Ich nickte.

„Gut“, sagte er. „Mit solchen Typen habe ich nämlich ein echtes Problem.“

Das glaubte ich ihm aufs Wort und ich war davon überzeugt, dass er so etwas wie Edward niemals tun würde.

„Darf ich Ihnen dann wenigstens *meine* Handynummer geben?“, fragte er freundlich, nachdem wir uns eine Minute schweigend gegenübergestanden waren.
„Natürlich“, bestätigte ich heißer und räusperte mich.
„Einen Moment“, bat er mich mit einem zufriedenen Lächeln und lief kurz zu seinem nur wenige Meter entfernten Auto, wo er im Handschuhfach nach Stift und Papier kramte. Er fand schnell, was er gesucht hatte und notierte seine Telefonnummer darauf, bevor er die Autotür schloss und anschließend wieder zu mir zurückkam.

„Hier“, reichte er mir den Papierstreifen, welchen ich ihm, darauf bedacht, seine Finger nicht zu berühren, schüchtern abnahm. Mein Blick fiel auf das weiße Blatt, auf dem in schwarzen Lettern sowohl Name als auch Telefonnummer stand.

Fynn Agapiou
360 – 72 38 90

Die Buchstaben und Zahlen waren untypisch geschwungen, gefielen mir, auch wenn ich so eine ähnliche Handschrift noch nie gesehen hatte.

„Was ist? Sind sie verwundert, dass es keine Hieroglyphen sind?“, zog er mich mit einem schalkhaften Leuchten in seinen Augen auf. Ich musste schmunzeln, spürte dabei aber deutlich, wie meine Wangen einen Roséton annahmen.
„Nein“, meinte ich verlegen. „Ich habe nur Ihre schöne Handschrift bewundert.“

„Gefällt sie Ihnen? Das freut mich. – Aber noch mehr würde es mich freuen, wenn Sie die damit geschriebene Nummer auch anrufen würden.“ Hoffnungsvoll zog er eine Augenbraue nach oben und schien auf ein Versprechen zu warten, das ich ihm nicht geben konnte. Trotzdem nickte ich, weil ich ihn nicht enttäuschen wollte.

„Ist das ein Versprechen? Damit würden Sie mir nämlich die Peinlichkeit ersparen, mich von heute an täglich im Supermarkt rumdrücken zu müssen, nur wegen der kläglichen Hoffnung, Ihnen dadurch vielleicht wieder begegnen zu können.“

Seine charmante Art war einfach zu mächtig, denn wieder hatte er mich zum Lächeln gebracht. Natürlich scherzte er nur, keine Frage, aber die Weise, in der er mich ansah, ließ vermuten, er wäre wirklich bereit, das zu tun.

„Gut, ich werde Sie anrufen, Fynn“, versicherte ich es ihm ein weiteres Mal, obwohl ich

in Wirklichkeit erst noch darüber nachdenken musste und mir eigentlich überhaupt nicht vorstellen konnte, mich telefonisch bei ihm zu melden. Aber in diesem Moment wollte ich es, genauso wie ich ihn unbedingt wieder sehen musste.

„Ich verlasse mich auf Sie“, grinste er nachdrücklich, gab sich aber mit meiner Antwort zufrieden. „Dann möchte ich Sie nicht länger aufhalten, ich habe Ihnen schon genug Zeit gestohlen. Passen sie gut auf sich auf, Isabella.“

Er schenkte mir noch ein letztes, betäubendes Lächeln und senkte seinen Kopf ein bisschen, deutete eine Verbeugung an, ehe er sich umdrehte und zu seinem Wagen lief. Weder ein Handschlag noch ein Kuss auf die Wange zum Abschied - er war einfach gegangen. Und das war das Beste, was er tun konnte, denn alles andere hätte mich unwohl fühlen lassen.

Erst nach ein paar Sekunden bemerkte ich, dass ich ihm immer noch nachstarrte, weswegen ich mir mit einem Mal total blöd vorkam und mich schnell abwandte. Ich konnte es nicht beschreiben, aber ich fühlte mich irgendwie komisch. Immer wieder kniff ich meine Augen zusammen und war komplett durch den Wind. Diese Begegnung ... sie wirkte so irreal auf mich, war abgelaufen, als wäre sie ein Film gewesen, bei dem ich nicht mitspielte ...

Nachdem ich noch ein paar Mal geblinzelt und vergeblich versucht hatte, meine Gedanken zu sortieren, verstaute ich meinen Einkauf auf dem Beifahrersitz und stieg anschließend selbst ins Auto, bevor ich den Motor startete und losfuhr.

Schon nach wenigen Metern hatte mich mein altes Leben wieder komplett eingeholt. Die Paranoia, auf einen der Cullens zu treffen, beherrschte mich aufs Neue, und meine Blicke in den Rückspiegel glichen dem Abfeuern eines Maschinengewehrs.
Erst jetzt, als ich von dieser Angst wieder vollends übermannt wurde, bemerkte ich, wie sicher und geborgen ich mich in Fynns Gegenwart gefühlt hatte, was mir innerhalb der Situation gar nicht bewusst gewesen war. Diese zehn, vielleicht fünfzehn Minuten, die ich mit ihm verbracht hatte, kamen mir im Nachhinein wie ein erholsamer Urlaub vor. Es war fast so, als wäre ich in einer anderen Welt gewesen, in einer Art Paralleluniversum, in dem es die Cullens nicht gab.

Warum ich das so empfunden hatte, war für mich unerklärlich. Ich verstand es nicht, wusste nur, dass es so war und dass ich mich ungeheuerlich nach diesem Gefühl zurücksehnte.

Aber nicht nur das war mir schleierhaft ... eigentlich war mir alles ein Rätsel. Fynn hatte mich angesehen, wie mich nie jemand ansah, und er hatte mit mir gesprochen, wie sonst keiner mit mir sprach ...

Und das, obwohl ich mich so dermaßen blöd benommen hatte. Ständig hatte ich nur unbeholfen rumgestammelt, blöd gegrinst, oder gar nichts gesagt und mich noch nicht einmal verabschiedet von ihm. Warum um Himmels willen wollte er mich wieder sehen? Er war älter als ich, viel klüger, gut aussehend, wirkte souverän und war zusätzlich auch noch charmant. Weshalb gab er sich dann mit so jemandem wie mir überhaupt ab? War ihm denn nicht aufgefallen, wie seltsam ich war? Ich schnaubte

verächtlich, denn mein heutiges Verhalten hatte eigentlich definitiv keinen Zweifel daran offen gelassen.

Jetzt, da ein paar Minuten verstrichen waren, konnte ich mir überhaupt nicht mehr vorstellen, dass er mich mochte ... aber als ich in seine Augen gesehen hatte, da war ich, so absurd es klang, felsenfest davon überzeugt gewesen. Es war, als stände es dort geschrieben und man könnte nichts anderes tun, als die Worte in sich aufzusaugen, sie regelrecht zu inhalieren.

So sehr ich während der gesamten Fahrt meine Gedanken auch wälzte, ich wurde nicht schlauer. Die Begegnung mit Fynn blieb merkwürdig, mysteriös, befremdend und doch irgendwie vertraut.

Nach gut einer Stunde erreichte ich unser Haus am Waldrand, parkte den Truck und stieg, nachdem ich mich durch Blicke in alle Richtungen abgesichert hatte, aus. Mit dem Korb in der Hand stolperte ich zur Haustür, öffnete diese schnell und fühlte mich erst wieder sicherer, als ich die gewohnten Wände der Küche um mich herum hatte. Ich verstaute den Einkauf, räumte den Korb weg und begab mich anschließend hoch in mein Zimmer, weil ich mich dort immer noch am wohlsten fühlte.

Doch schon, als ich die Tür öffnete und mein Blick sofort auf das geöffnete Fenster fiel, erstarrte ich in meiner Bewegung. Ich hatte es verschlossen, ganz sicher war es verschlossen gewesen, als ich ging. Ich hätte es niemals offen gelassen, hatte es, um genau zu sein, aus Angst schon seit einigen Tagen nicht mehr geöffnet. Mein Herz begann zu rasen, während mein Körper wie steif gefroren da stand und sich keinen Millimeter bewegen konnte. Mein Blick schweifte hektisch durch den Raum, entdeckte, dass der Kleiderschank offen stand, dass sich das Buch, welches ich auf den Schreibtisch gelegt hatte, auf meinem Bett mit der - nicht von mir - zerwühlten Bettwäsche befand. Innerhalb von Sekundenbruchteilen und wie im Zeitraffer prasselten diese schrecklichen Eindrücke auf mich ein, nahmen mir die Luft zum Atmen, während meine Augen unaufhörlich jede kleinste Veränderung in sich aufsogen. Zwei Schubladen von meinem Regal standen offen; auf meinem Schreibtisch waren all meine Unterlagen durcheinander gebracht worden.

Ich fing an zu hyperventilieren. Jemand war hier gewesen. Nein, nicht jemand. *Er* war hier gewesen. Edward Cullen war in den einzig sicheren Ort, den ich noch hatte, eingedrungen.

Und dann überkam mich in meiner Schockstarre noch der grauenvollste Gedanke überhaupt: Wer sagte mir, dass er weg war? Vielleicht befand er sich noch im Haus? Lauerte womöglich hinter der offen stehenden Kleiderschranktür, die ich nicht einsehen konnte.

Ich begann zu zittern. Spürte die Todesangst in dieser Sekunde genauso intensiv wie damals im Wald und wusste nicht, was ich tun sollte.